

Die Sparsäuli des Ex-Bankers Wehrli

Der ehemalige Banker Daniel Wehrli propagiert, Kinder müssten frühzeitig lernen, wie man vernünftig mit Geld umgeht – bevor sie in die Schuldenfalle schliddern. Dazu hat er ein Lernprogramm aus den USA in die Schweiz geholt.

Von Barbara Spycher

Lachen. – Seit bald drei Jahren dreht sich Daniel Wehrli's Leben um ein Sparschwein: Es ist kugelförmig, durchsichtig, und sein Bauch ist in vier Abteile unterteilt, die sich separat leeren lassen. «Sparen», «Ausgeben», «Investieren», «Gute Tat» steht dort drauf. Damit will der 47-jährige Ex-Banker Kindern den haushälterischen Umgang mit Geld beibringen. Damit sie als Jugendliche oder Erwachsene nicht in die Schuldenfalle schliddern – so wie es zwei 20-jährigen Bekannten von ihm passiert ist: Sie wandten sich an ihn, weil sie auf seine Geldkompetenz vertrauten. Er unterstützte sie, fragte sich aber ständig, wie das ausgerechnet diesen beiden hatte passieren können: «Sie waren vif und gut unterwegs.»

Wie Zähneputzen

Er setzte sich mit der Schuldenproblematik auseinander und stiess auf mehrere Programme für Jugendliche, welche den haushälterischen Umgang mit Geld thematisieren, fand aber keine für Kinder. Für Wehrli war klar: Den vernünftigen Umgang mit Geld muss man frühzeitig einüben. «Wieso putzen wir heute alle die Zähne? Und haben ein schlechtes Gewissen, wenn wir's mal unterlassen? Weil wir es von klein auf gelernt haben.» Für ein ähnliches Lernprogramm im Umgang mit Geld bietet Wehrli nun pfannenfertige Materialien für Eltern, Lehrpersonen



Der Umgang mit Geld ist lernbar: Daniel Wehrli demonstriert, wie das spezielle Sparschwein von «Kinder-Cash» funktioniert. Bild Moritz Hager

und Kinder von vier bis elf Jahren an unter dem Namen «Kinder-Cash»: das durchsichtige Sparschwein, ein Heft mit Arbeitsblättern, ein Malbuch, Internet-Module sowie ein

Handbuch für Erwachsene. Das Prinzip hat Wehrli aus den Vereinigten Staaten übernommen: Seit zehn Jahren läuft in den USA ein solches Lernprogramm mit identischem Spar-

schwein unter dem Namen «Money Savvy Generation». Es hat schon mehrere Preise eingeheimst, wie Wehrli erzählt.

Die Idee ist einfach: Wenn Kinder einen Fünfliber bekommen, sollen sie sich entscheiden, ob sie alles ausgeben wollen oder einen Teil auf die Seite legen – und in den Geldschlitz «Sparen», «Investieren» oder «Gute Tat» werfen. Kinder sollen sich ein Sparziel stecken – aber ihres, nicht das vom Mami, so Wehrli – und können einen Sticker vom gewünschten Velo oder der CD aufs Säuli kleben. Ziel ist, dass Kinder sich für etwas entscheiden, dafür auf anderes verzichten und merken, dass sich das lohnt. Und natürlich gehöre dazu, dass die Kinder das Geld für die Süßigkeiten auch mal aus dem «Sparen»-Abteil nehmen, sagt Wehrli, der selber einen 19-jährigen Sohn hat. «Dann sollen die Eltern nicht eingreifen und schon gar nicht aus der Patsche helfen.»

Umgang mit Fonds

Fürs Investieren empfiehlt Wehrli, dass Eltern mit ihre Kindern einen Aktienfonds auswählen und die Preisentwicklung des Fonds verfolgen. Ist das nötig? Und was, wenn das Kind am Ende Geld verliert statt zu gewinnen? Die Kinder müssten nicht viel Geld investieren, sagt Wehrli. Aber sie sollten lernen, dass Geld für langfristige Ziele in einem Fonds schneller wachse als auf dem Sparkonto. «Wenn man bei den tiefen Zinsen alles Geld auf dem Sparkonto hat, kann man es fast genauso gut zuhause unter der Matratze lassen.» Hier dringt der Ex-Banker durch. Der gebürtige Basler Wehrli hat im damaligen Bankverein eine Bankenlehre gemacht. Er ging nach Genf und London, arbeitete dort als Börsenspezialist und erlebte die «Ursprünge des Investmentbankings». Eine «elektrisierende»

Zeit, aber die Machtkämpfe und das «Brodelnde» hätten ihm immer weniger entsprochen. Er wechselte zu kleineren Finanzfirmen als Berater und suchte eine «sinnvolle» Aufgabe – die er in «Kinder-Cash» nun gefunden hat.

Fast drei Jahre hat er in die Realisierung des Projekts gesteckt und sein Beratermandat mittlerweile aufgegeben. Im Februar gingen die ersten Bestellungen über seinen Bürotisch in Lachen im Kanton Schwyz. Die 1000er-Marke sei im Juni überschritten worden, mehr will er über Zahlen nicht sagen, genauso wenig wie über laufende Verhandlungen mit möglichen Geschäftspartnern. Das Interesse aus anderen europäischen Ländern ist vorhanden, vorerst wird «Kinder-Cash» auf Italienisch und Französisch übersetzt. Ein Ziel sei, dass es «Kinder-Cash» in immer mehr Schulstufen schaffe. Das Thema Geld gehöre genauso zum Unterrichtsstoff wie Sexualkunde oder Verkehrsunterricht.

«Geniales» Prinzip

Auch Maya Mülle, Geschäftsführerin vom Schweizerischen Bund für Elternbildung, würde sich wünschen, dass «Kinder-Cash» den Weg in die Schulen findet – damit es nicht nur bei denen landet, die ihren Kindern ohnehin schon den vernünftigen Umgang mit Geld beibringen. «Es müssen ja nicht die Lehrpersonen sein, auch Elternräte könnten es einbringen.» Mülle findet das Prinzip «genial». Einzig den Bereich Investieren hätte man von ihr aus weglassen können – dazu brauche es mehr Geld, als Kinder zur Verfügung hätten. Und: «Nach dem Börsencrash wusste ich nicht, welche Investition ich empfehlen und davon ausgehen könnte, dass sich das Geld wirklich vermehrt.»

www.kinder-cash.ch

«Der Bundesrat darf nicht einknicken»

FORTSETZUNG VON SEITE 9

Wäre das Ihre Kernbotschaft an die Studenten?

Natürlich. Aber zunächst wäre festzuhalten, was Ethik überhaupt ist. Ethik kommt vom griechischen Ethos und heisst genau übersetzt: «Das dem Leben Gemässe.» Es ist die Aufforderung, sich so zu verhalten, dass es dem Leben entspricht. Nun: Dem Leben – der Sitte – gemäss ist, dass jeder in der Wirtschaft einen Auftrag zu erfüllen hat. Zum Beispiel, dass der Unternehmer vor allem für das Unternehmen und weniger vom Unternehmen lebt. Das ist für die Menschen existenziell. Zur Ethik gehört auch, wie man ein Unternehmen richtig führt, dass man die ethische Bedeutung des Gewinns kennt usw.

Eigentlich möchten Sie diesen Lehrstuhl ja abschaffen! Ihre Bewerbung ist absurd.

Als man 1988 den Lehrstuhl Wirtschaftsethik schuf, war ich dagegen. Ich finde es auch heute noch falsch. Statt dass jeder Ökonomieprofessor und jeder Unternehmer sein Handeln selber ethisch hinterfragt, lagert man die Fragen aus in einen Lehrstuhl. Das ist bequem – aber falsch. Aber jetzt besteht er nun einmal.

Mit Ihrem Vermögen könnten Sie locker einen privaten Lehrstuhl finanzieren. Was hindert Sie daran?

Dringender wäre ein Ökonomieprofessor, der den Weg aus der Krise weist. Ich würde deshalb meine Vorlesungen gratis halten, damit man einen «Krisenökonom» anstellen kann. Jetzt schreiben mir viele Leute:

Man sollte eine private Universität gründen. Das ist tatsächlich prüfungswert!

Seit Monaten wird gemunkelt, Sie wollten eine grössere Firma retten. Wie weit sind Sie?

Richtig ist, dass ich Anfragen erhalten habe, um in Verwaltungsräte von Firmen einzutreten. Das mache ich nicht. Wenn ich etwas tue, dann engagiere ich mich als Unternehmer. Solche Firmen habe ich in Prüfung.

Um welche Firma geht es denn?

Wenn es etwas gibt – werden Sie es hören.

«Da ist viel Willkür dabei»

Wäre ein solches Engagement für Sie nicht viel sinnvoller als ein einsamer Lehrstuhl in St. Gallen?

Das eine tun, das andere nicht lassen. Ich mache immer das, was ich als notwendig erkenne. So habe ich jetzt bei verschiedenen Firmen stille Beteiligungen.

Haben Sie die Ems-Chemie wieder im Auge?

Nein.

Beraten Sie Ihre Tochter?

Wenn meine Kinder um Rat fragen, erhalten sie ihn. Die Familienfirmen gehören jetzt den Nachkommen – und sie sind vorbildliche Unternehmer!

Sie werden nächstes Jahr 70 und könnten Ihren Ruhestand mit Stiftungen wie jene der Musikinsel Rheinau verschönern. Was treibt Sie an?

Verschönern? Diese Stiftung ist ein Unternehmen, das ich jetzt aufbauen und dann betreiben muss. Gewinnorientiert muss es zwar nicht sein, aber funktionieren, blühen, Erfolg haben.

Haben Sie sich abgefunden mit der Rolle im politischen Hintergrund?

Da mich die Karrierespieler aus der Regierung geworfen haben, arbeite ich im Hintergrund. Wie die jetzige verfahrenere politische Situation zeigt, ist es dringend nötig!

Könnten Sie sich eine Rückkehr ins Bundeshaus vorstellen?

Vorstellen schon, aber ich hoffe nicht, dass das notwendig wird. Erst jetzt im Nachhinein merke ich richtig: Das waren keine schönen vier Jahre im Bundesrat.

Wirklich nicht?

Das Bundeshaus ist ein Haifischbecken. Wissen Sie, wie man in einem Haifischbecken lebt?

Gefährlich.

Wenn man heil rauskommt, gehts ja noch. Wenn man gefressen wird, ist's schlimm – und viele werden gefressen!

Wurden Sie aufgefressen?

Ich nicht. Aber sie versuchten es! Bis zum Putschversuch.

Die Zürcher SVP will eine Initiative zur Volkswahl des Bundesrats lancieren. Geht es um das Comeback von alt Bundesrat Blocher?

Nein. Aber es ist an der Zeit ...

Die Volkswahl war während Jahrzehnten eine Forderung der SP.

... die SP wollte damals gleichzeitig die Proporzwahl und die Erhöhung



«Viele werden gefressen»: Christoph Blocher sieht den Bundesrat als Haifischbecken. Bild Miriam Künzli/X-Press

auf neun Bundesräte. Das wurde in den Kriegsjahren zu Recht abgelehnt. Aber die SP ist eingeladen, uns zu unterstützen.

Politisiert die SVP also nach dem Wind?

Die Volkswahl ist aus grundsätzlichen Gründen anzustreben. In den vom Volk gewählten Regierungen der Kantone funktioniert es besser als in Bern: Die Kantonsregierungen sind vom Politbetrieb viel unabhängiger. In Bern ist's ein Gemauschel: Die Bundesräte nehmen mehr Rücksicht auf die Politiker, die sie wählen, und weniger auf die Bürger, für die sie gewählt sind. Und es wird immer schlimmer: Da wird taktiert und mit gezinkten Karten gespielt.

Gemäss Meinungsumfrage würde die Volkswahl heute deutlich abgelehnt. Wie viel werden Sie in diese Initiative investieren?

Das weiss ich noch nicht.

Wie bewerten Sie Ihre Chancen bei einer Volkswahl?

Bei Neuwahlen würden sich alle anderen Parteien gegen mich stellen, sodass die Chance wohl klein wäre. Andererseits wäre ich bei einer Volkswahl auch nicht abgewählt worden.

Wer wird am 16. September Nachfolger von Pascal Couchepin?

Wohl wieder irgendein Parlamentarier, der kaum gross Erfahrung für die heutige Wirtschaftssituation mitbringt und dem Ausland die Stirne nicht bieten kann.

Soll die SVP mit einer eigenen Kandidatur antreten?

Wir halten uns frei: Der SVP steht eher als den Freisinnigen ein zweiter Sitz zu. Nun tritt aber ein Freisinniger zurück. Wir haben den Freisinnigen geraten, den Kreis etwas zu öffnen und zum Beispiel Nationalbankpräsident Jean-Pierre Roth zu portieren.

Er will nicht.

Das heisst noch nichts. Die guten Leute muss man gewinnen. Auch Professor Ulrich Kohli, ebenfalls führender Kopf der Nationalbank, wäre eine Lösung. Er ist Ökonom. Er ist Genfer. Wichtig ist, dass es jemand ist, der endlich zur Schweiz steht. Der Bundesrat tut das nicht mehr.

Mit wem könnte die SVP antreten?

Mit fähigen Kandidaten wie dem Genfer Nationalrat Yves Nidegger, dem Waadtländer Nationalrat Guy Parmelin oder dem Freiburger Unternehmer Jean-François Rime. Aber warum nicht einen von aussen, wie eben zum Beispiel Roth oder Kohli? Wichtig ist nur, dass die Partei, die jemanden vorschlägt und wählt, diesen auch als seinen Bundesrat anerkennt und ihn trägt.